

Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz
Bischof Dr. Markus Dröge

„Gebt keine und keinen verloren“

**Referat auf der Klausurtagung
der Berliner SPD am 22. Januar 2011 in Dresden**

I. „Sexy“

Die Süddeutsche Zeitung hat einmal zu ergründen versucht, warum man in Berlin wohnen könne. Von München aus gesehen, sprechen genau 100 Gründe für einen Umzug an die Spree. Einige wichtige Motive für ein Ja zu dieser Stadt möchte ich Ihnen hier in Dresden vortragen, da ich sie bisher in den Imagebroschüren der Berliner SPD so nicht wiederentdecken konnte. In Berlin ist gut sein:

- Weil der örtliche Fußballbundesligaclub einen Frauennamen trägt.
- Weil es in Berlin mindestens 2500 Demonstrationen im Jahr gibt.
- Weil es hier zwei Zoos, drei Opern und vier Universitäten gibt - und nichts davon wird jemals geschlossen werden.
- Weil es Kinos gibt, die Kosmos, Sojus oder Sputnik heißen.
- Weil man jederzeit am Zaun des Bundeskanzleramtes rütteln kann, ohne dass es jemanden interessiert.
- Weil auch zwanzig Jahre nach der Wende noch immer Mauerteile verkauft werden.
- Weil man hier den SPIEGEL schon am Sonntag erwerben kann.
- Weil kein Mensch hier versteht, wie die Hausnummern vergeben werden.
- Weil der Fährmann am Liepnitzsee zu seiner Frau nicht sagt: "Beeil' dich", sondern "Mach' Ballett, Mutti!"

Seit dem Herbst des Jahres 2009 lebe ich nun in Berlin und kann den Charme der Metropole aus eigenem Erleben wahrnehmen.

II. „arm“

Nun haben Sie mich aber nicht eingeladen, weil Berlin in dieser Weise „sexy“ ist, sondern weil es bekanntlich auch „arm“ ist.

Aber was erwarten Sie von einem Bischof der Evangelischen Kirche, die von der Prignitz über den Kuhdamm bis nach Görlitz reicht, zu Ihrer Klausurtagung? Was kann Ihnen ein Bischof bieten?

Es geht Ihnen um die Frage, wie für Familien in Berlin in Zukunft mehr getan werden kann, wie soziale Probleme gelöst werden können, wie besonders alleinerziehende Mütter und sozial schwache Familien besser unterstützt werden können (Tagespiegel, 19.1.2011, S.8).

Ich möchte heute nicht die Positionen und Forderungen entfalten, die Sie von unserer Kirche kennen. Denn: Natürlich treten wir ein für eine Einführung von Mindestlöhnen, für eine Anhebung der Regelsätze zur Unterstützung sozial schwacher Familien und für eine zusätzliche Bildungsförderung.

Ich möchte vielmehr in einem ersten Schritt fragen, was heute überhaupt Familie ist; in einem zweiten Schritt berichten, wie uns Armut heute begegnet; dann werde ich aufzeigen wie das Verständnis vom Menschen den Umgang mit Armut beeinflusst; und schließlich zeige ich einige Perspektiven auf, wie sich aus der Sicht der evangelischen Kirche die Armutsbekämpfung entwickeln muss.

III. Vielfalt der „Familie“

Der einprägsame und verbreitete Satz, Familie sei dort, wo Kinder sind, ist richtig, aber einseitig. Er rückt nur die Nachkommen in den Blick. Er macht damit diejenigen familienlos, die keine Nachkommen haben. Diese Sicht der Dinge ist schon deshalb überholt, weil sich die Familienformen noch weiter entwickeln und prozentual verschieben werden. Wenn wir die aktuelle Datenlage hochrechnen, dann wird es in Zukunft z.B. zunehmend auch das Armutsproblem von Singles geben, die sich für die Pflege ihrer Eltern einsetzen.

Familie ist also immer dort, aber keineswegs nur dort, wo minderjährige Kinder sind. Familie ist immer dort, aber keineswegs nur dort, wo Menschen verschiedener Generationen Verantwortung füreinander wahrnehmen.

Familie ist immer dort, aber keineswegs nur dort, wo Menschen verwandtschaftlich füreinander eintreten.

Familie erleben alt gewordene Schwestern, die füreinander sorgen und Partner in eingetragenen Lebenspartnerschaften, die sich aufeinander verlassen können. Familie erlebt der bettlägerige Mann, der von seiner Schwiegertochter gepflegt wird und das junge Paar, das sein erstes Kind erwartet und sich sorgt, ob es den neuen Herausforderungen gewachsen sein wird.

Die Evangelische Kirche tritt für den besonderen Schutz der Ehe als ein bewährtes Kulturgut ein, aber bejaht gleichzeitig die Pluralität von Lebensformen und tritt deshalb in gleicher Weise dafür ein, dass in allen familiären Lebensformen ein geschützter Raum der Verlässlichkeit und Verantwortung entstehen kann.

Ohne Familie kann keine Gesellschaft leben. Denn kein Gemeinwesen kann die Leistungen an Solidarität, die in Familien erbracht werden, durch soziale Dienstleistungen ersetzen. Dies gilt auch bei sich wandelnden Familienformen.

Familie ist also die Aufgabe der ganzen Gesellschaft.

IV. Vielfalt der Armut

So vielfältig die Familienformen sind, noch vielfältiger sind die Armutsformen. Wir erleben in unseren Gemeinden und in der Diakonie beides: die Vielfalt der Familienformen und die Vielfalt der Armut.

Wer denkt, dass Armut „nur“ ein Thema für die Schuldnerberatung oder Wohnungslosenhilfe bzw. ein Randthema in anderen diakonischen Handlungsfeldern ist, irrt:

- Armut begegnet uns in der Kindertageseinrichtung, wenn ein Kind zum Winterspaziergang im Wald mit Turnschuhen erscheint, weil es das einzige Paar Schuhe ist, das es besitzt.
- Armut begegnet uns, wenn der arbeitslose Familienvater in der Lebensmittelausgabestelle erscheint, weil er das dort eingesparte Geld dringend für die anderen alltäglichen Bedürfnisse seiner Familie braucht.

- Armut begegnet uns, wenn in Einrichtungen der Jugendberufshilfe, die Sozialarbeiter gegen die Sprüche der Jugendlichen arbeiten müssen: „Ich mach später mal Hartz IV“.
- Armut begegnet uns, wenn chronische Krankheiten aus finanziellen Gründen nicht medikamentös behandelt werden.
- Armut begegnet uns, wenn Kinder in der Ganztagschule nicht am Mittagessen teilnehmen, weil es sich ihre Eltern nicht leisten können.
- Armut begegnet uns in der Altenhilfeeinrichtung, wenn der Friseurbesuch für alte Menschen zum unerschwinglichen Luxus wird.

Die Erfahrungen, die in Kirche und Diakonie tagtäglich mit von Armut betroffenen Menschen gemacht werden, verbieten schnelle Pauschalisierungen. Längst kann nicht mehr von „den Armen“ gesprochen werden, denn die Situation der Menschen ist so unterschiedlich wie ihre Lebenslagen und die Ressourcen, die sie mitbringen, um ihre schwierige Situation zu bewältigen. Armut tritt heute in nahezu allen Bildungs- und Berufsgruppen auf.

2010 war das EU Jahr zum Kampf gegen Armut und soziale Ausgrenzung. Es hat national und international eine Reihe von Veranstaltungen gegeben. Auch wir als EKBO haben uns, gemeinsam mit dem Diakonischen Werk, engagiert.

Aus meiner Sicht war das Jahr aber eine Enttäuschung. Denn es war genau das Jahr, in dem sich die Stimmung gegen Arbeitslose und Migranten empirisch nachgewiesen in Vorurteilen verfestigt hat, durch ungute Diskussionen befördert, angefangen vom bösen Wort über die vermeintlich „spätrömische Dekadenz“ des Sozialstaates bis hin zur Skizze einer Gesellschaft, die sich vorgeblich abschafft, weil sie zu sorglos Migranten integriert.

Dennoch. Für uns haben sich folgende Schlussfolgerungen und Handlungsperspektiven aus diesem Jahr ergeben:

Zunächst die Einsicht, dass die Armutproblematik bei denen die nicht betroffen sind ein hartnäckig verdrängtes Thema ist und dringend als ein Querschnittsthema zu behandeln ist, das in den unterschiedlichsten Zusammenhängen auftritt.

Zweitens, dass unsere Kirchengemeinden qualitativ und quantitativ überfordert sind, wenn sie sich allen praktischen Erfordernissen des Kampfes gegen Armut und soziale Ausgrenzung stellen.

Und drittens ist es deshalb für uns sinnvoll, uns einzelnen konkreten Themen aus diesem Bereich zuzuwenden und zukünftig die Zusammenarbeit zwischen Kirchengemeinden und professioneller Diakonie anzuregen und zu fördern.

Andererseits hat die Beschäftigung mit dem Thema Armut in Familien auch gezeigt, dass längst nicht alle Probleme rein materieller Natur sind und sich auch nicht ausschließlich mit Geld beheben lassen.

So kann etwa die Einsamkeit oder Demenz der Eltern oder Großeltern in der einen Familie zu einer erheblichen Belastung für alle werden, in einer anderen Familie kann der qualifizierte Umgang mit diesem Problem aber das Verantwortungsbewusstsein und den Zusammenhalt der Familie entwickeln und stärken.

V. Menschenwürde – Groß vom Menschen denken

Damit stellt sich die Frage, von welchem Menschenbild wir ausgehen, wenn wir die Armut bekämpfen wollen. Woraufhin sprechen wir die in Armutszusammenhängen verstrickten Menschen an? Je nachdem wie diese Frage beantwortet wird, werden auch die Lösungsvorschläge sein. Ist mein Menschenbild zynisch, werde ich zu radikalen Lösungen tendieren. Gehe ich von der gleichen Würde aller aus, dann werde ich mehr Spannkraft haben, die Problemstellungen in ihrer Komplexität auszuhalten und differenzierte Lösungsansätze zu suchen.

Welches Verständnis vom Menschen eine Person für sich selbst entwickelt und welches Verständnis andere an sie herantragen, prägt stärker die Möglichkeiten, Armut zu bekämpfen, als die Frage, ob die Unterstützung des Regelsatzes um 5, 10 oder 15 € angehoben wird. Wir können und müssen die Situationen von einkommensarmen Familien verbessern, zweifellos. Aber das Ziel allen Bemühens muss sein, und daran werden sich alle Maßnahmen messen lassen müssen, die Kompetenzen der Familien und der einzelnen Familienmitglieder insgesamt zu erhöhen.

Ziel von Maßnahmen muss die Realisierung des Anspruchs sein, dass jede Familie ein Leben führen kann, das der Würde des Menschen entspricht, die nach unserem christlichen Verständnis jedem Menschen von Gott gegeben ist und die in analoger Weise durch unsere Verfassung und nachgeordnete Gesetze jedem Menschen hier in unserem Lande zusteht.

Jedem Menschen sind Gaben geschenkt, die er entfalten kann. Armut schränkt solche Entfaltungsmöglichkeiten massiv ein. Es ist ein Gebot der Gerechtigkeit, Menschen zu befähigen ihre Begabungen zu entwickeln und sie in den Dienst ihres eigenen Lebens und dem des Gemeinwohls zu stellen. Nur wer seine Begabungen entwickeln und entfalten kann, wird Motivation und Freude daran gewinnen, ein selbstverantwortliches und selbstbestimmtes und zuletzt auch gesellschaftlich engagiertes Leben zu führen.

Es muss heute um ein Konzept der Befähigungsgerechtigkeit gehen, wie es der Nobelpreisträger Amartya Sen entwickelt hat. Dieses Konzept geht weiter als das Konzept der Chancengerechtigkeit – weil es nicht nur die Idee *gleicher* Ausgangschancen für alle unabhängig von der Lebenslage der Menschen propagiert – sondern darüber hinaus die verschiedenen individuellen Voraussetzungen der Menschen in den Blick nimmt. Es schließt zudem die Idee der Verteilungsgerechtigkeit mit ein, denn notwendige Bedingungen für Befähigungsgerechtigkeit sind bildungs- und sozialpolitische Strukturen, die allen Kindern unabhängig von ihren Ausgangschancen, Möglichkeiten bieten, ihre Begabungen zu entwickeln, um eigenverantwortlich und solidarisch leben zu können.

Der französische Philosoph Emmanuel Levinas verweist auf das „Antlitz des Anderen“ als Grundkategorie seines Denkens. Aus dem Antlitz meines Mitmenschen kommt mir auch ohne Worte die Bitte um Anerkennung und Respektierung seiner Existenz entgegen.

Und wenn es stimmt, dass jeder Mensch Gaben hat, die es zu entdecken gibt, dann heißt dies nicht, dass erst diese Gaben seine Würde ausmachen. Es ist umgekehrt, weil er Menschenwürde hat, muss ihm die Gelegenheit gegeben werden, seine Gaben zu entdecken und zu entfalten, so bescheiden sie auch sein mögen. Ernst

Benda, der ehemalige Präsident des Bundesverfassungsgerichts, hat einmal unmissverständlich darauf hingewiesen, dass es nicht die besonderen Stärken und Vorzüge des Menschen sind, aufgrund deren ihm von Gott eine unveräußerliche Würde zuerkannt wurde, sondern dass der Mensch gerade in seiner Verletzlichkeit, Schwäche und Fehlbarkeit Träger dieser Auszeichnung und dieses Anrechts ist.

Ich kann das über die Menschenwürde Gesagte in einem Satz zusammenfassen. Der Satz findet sich – neben vielen anderen – in dem sogenannten Ordinationsvorhalt für die evangelischen Pfarrerinnen und Pfarrer, also in dem Text, den ich in dem feierlichen Ordinationsgottesdienst den angehenden Geistlichen vorlese und zu dem sie ihr „Ja, mit Gottes Hilfe“ sprechen. Der Satz heißt: „Gebt keine und keinen verloren.“

VI. Perspektiven

Welche konkreten Perspektiven folgen aus dem Gesagten?

Familien sind vielfältig, Armut ist vielfältig. Pauschalurteile und scheinbare Lösungskonzepte, mit denen leicht Popularität gewonnen werden kann, sind deshalb Gift für einen realistischen Kampf gegen Armut und Ausgrenzung. Fakt ist, dass komplexe Problemlagen auch komplexe Problemlösungen erfordern. Fünf Punkte will ich nennen:

1. Grundlegend ist zweifellos der Ansatz bei der Persönlichkeitsbildung in den ersten Lebensjahren. Denn wenn es stimmt, dass es in der Armutsbekämpfung primär um Befähigung zu einem stabilen Selbst-Verantwortungsbewusstsein geht, und weil es stimmt, dass die Persönlichkeitsbildung in den ersten Lebensjahren des Kindes so gut wie ausschließlich in den Primärbeziehungen, in der Regel in familiären Zusammenhängen, gebildet wird, dann muss sich die gesamtgesellschaftliche Aufmerksamkeit noch stärker auf die Unterstützung von Familien in prekären Lebenslagen richten. Wir erwarten von den Familien viel. Dass sie nämlich in den unterschiedlichsten Lebens- und Schicksalsgemeinschaften den Kindern von Anfang an die Grundlagen zur Verfügung stellen, die für eine erfolgreiche Lebensgestaltung erforderlich sind.

Innerhalb der Diakonie und auch bei unseren Kirchengemeinden gibt es in diese Richtung eine Reihe von Vorhaben und Projekten, die auch gerade in Zusammenarbeit mit ehrenamtlich Mitarbeitenden darum bemüht sind, Gemeinschaft herzustellen und konkrete Lebenshilfe zu leisten. Ich möchte hier als Beispiel nur das Projekt Känguru nennen, das insbesondere jungen Müttern dabei behilflich ist, die manchmal schwierigen Fragen im Zusammenhang mit Schwangerschaft, Geburt und neuer Lebensplanung zu bewältigen.

2. Problematisch ist, dass die Unterstützung des allgemeinen Sozialdienstes in den letzten Jahren stark zurückgegangen ist. Noch bis zum Ende der 1990er Jahre konnten die Verbände AWO, DRK Caritasverband und Diakonisches Werk zusammen in allen Bezirken teilweise mehrere Beratungsstellen unterhalten, an die sich einkommensarme Familien ohne Kostenübernahme hinwenden konnten. Im Bundessozialhilfegesetz gab es auch einen entsprechenden Hinweis darauf, dass der Sozialhilfeträger zunächst an diese Beratungsstellen verweisen soll. Dieser direkt familienorientierte gesamtstädtische Leistungstyp ist den Sparzwängen des Landes zum Opfer gefallen. Eine problematische Entwicklung. Die entsprechenden Problemfälle landen nämlich nun erst dann in der öffentlichen Jugendhilfe oder in den Leistungsbereichen für Personen mit besonderen sozialen Schwierigkeiten, wenn sozusagen das Kind schon in den Brunnen gefallen ist. In den Bezirksämtern sind die Allgemeinen sozialen Dienste erheblich eingeschränkt und teilweise auch gänzlich eingestellt worden.

Diese Tendenz, im Bereich der Allgemeinen Sozialhilfe zu sparen, die ja stark präventiven Charakter hat, produziert Folgekosten, die zwar schwer evaluierbar, aber zweifellos immens sind.

3. Ein gelungenes Beispiel ist das bekannte Konzept der Stadtteilmütter. Warum? Weil es in Zusammenarbeit der freien Wohlfahrtspflege und den kommunalen Trägern getragen wird. Es gibt diese Projekte von diakonischen Trägern in Neukölln, Kreuzberg-Friedrichshain und Steglitz-Zehlendorf. Gelungen sind die Projekte auch deshalb, weil um der Sache willen, nämlich der elementaren Bildung der Kinder und Mütter, problemlos kulturelle und religiöse Grenzen überschritten werden. Dies scheint mir für Berlin durchaus

ein Modell zu sein, das auch auf andere Bereiche des Zusammenlebens übertragbar ist.

4. Eine verbesserte Kooperation ist ebenfalls im schulischen Bildungsbereich anzustreben. Zahlreiche diakonische Dienste und Einrichtungen haben in den letzten Jahren gezeigt, wie ihr Engagement in der Schule Kindern und Jugendlichen zu mehr Entwicklungschancen verhilft. Insbesondere die Ganztagschule birgt in dieser Richtung Chancen. Kooperationen sind nicht nur im Bereich der Übergänge (z.B. Kindertageseinrichtungen und Grundschule) möglich, sondern auch im Kontext der allgemeinen Sozialarbeit, der Hilfen zur Erziehung, der Erziehungs- und Familienberatung sowie der außerschulischen Jugendarbeit.¹

Ein solches systemübergreifendes Denken schließt auch die Bereiche Haupt- und Ehrenamt mit ein. Das freiwillige Engagement im Bereich der Schule ist neu zum Thema geworden und sollte unterstützt werden. Dabei geht es zum Beispiel um „Bildungspatenschaften“ zwischen freiwillig Engagierten und Schülerinnen und Schülern mit einem besonderen Unterstützungsbedarf und um das Engagement der Eltern in Projekten oder Fördervereine.

(Kaum hatten wir unsere Tochter in Berlin glücklich in einer Schule angemeldet, wurde uns die Frage gestellt, wann wir denn den Dienst im Schulcafé übernehmen würden. Gut so.)

Natürlich kann die Kooperation mit freiwillig Engagierten verlässliche bildungspolitische Strukturen nicht ersetzen, aber sie kann ergänzend helfen, nicht nur praktisch, sondern als Zeichen dafür, gerade gegenüber Kindern und Jugendlichen, dass jeder Bürger, jede Bürgerin zu selbstverantwortlichem privaten und gesellschaftlichen Handeln berufen ist.

5. Als Letztes möchte ich auf die Landesarmutskonferenz hinweisen. Sie wurde vom Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg schon 2009 auf den Weg gebracht. Es handelt sich um eine Konferenz, in der die Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege, ihre Mitglieder, die Kirchen, die Gewerkschaft und andere Akteure zusammengeschlossen sind und die sich

¹ Vgl. Diakonisches Werk der EKD e.V.: Kooperation Kinder- und Jugendhilfe und Schule. Diakonie Texte 02.2006. Stuttgart 2006.

aktiv in den Diskurs darüber einbringen, wie die Zivilgesellschaft und die öffentlichen Träger gemeinsam Probleme der Armut und Ausgrenzung in Angriff nehmen können. Hier wäre es wünschenswert, wenn Sie als politische Mandatsträger diese Initiative, der alle Spitzenverbände der Wohlfahrtspflege in Berlin und die Kirchen angehören, als Ansprechpartner für einen konstruktiven Dialog zur praktischen Bewältigung der anstehenden Probleme in Anspruch nehmen. Zusammenarbeit und Vernetzung werden immer wichtiger werden.

VII. Schlussbemerkung

Wir als Kirche haben so wenig wie andere ein in sich schlüssiges Gesamtkonzept. Angesichts der Vielschichtigkeit der Problematik ist ein solches auch nicht möglich und für unsere freiheitliche, plurale und vom Subsidiaritätsprinzip getragene Gesellschaftsform auch keineswegs wünschenswert. Auch unser kirchlicher Weg ist deshalb ein pluraler:

Dem Aufruf der Synode der EKD aus dem Jahr 2006 an alle evangelischen Kirchengemeinden, sich je mit einem Projekt zur Armutsüberwindung zu engagieren, folgten viele, in dem sie Kleiderkammern, Tafeln, Hausaufgabenbetreuung etc. initiierten. Angesichts der unterschiedlichen Kompetenzen und Ressourcen nutzen viele die Möglichkeit einer Kooperation mit diakonischen Einrichtungen und Diensten, um Menschen in Not zu helfen und Armut zu lindern. Die Diakonie fördert und begleitet diese überwiegend auf freiwilligem Engagement beruhenden Initiativen und unterstützt sie in ihrer sozialpolitischen Weiterentwicklung.²

Ich plädiere also im Kern dafür, der Armut, die viele Gesichter hat und in vielfältigen Familienformen zutage tritt, mit einem Menschenbild den Kampf anzusagen, das dem Einzelnen und der gesellschaftlichen Gemeinschaft viel zutraut. Denn wir sind als Einzelne nicht genetisch zum Problemfall vorprogrammiert, und wir werden uns als Gesellschaft auch nicht abschaffen. Allerdings werden wir uns verändern, und zwar am besten in der Weise, dass wir viele soziale Initiativen unterschiedlicher Träger unterstützen und sinnvoll vernetzen, damit in unserer Stadt keine und keiner verloren geht.

² Diakonisches Werk der EKD e.V.: Es sollte überhaupt kein Armer unter Euch sein. „Tafeln“ im Kontext sozialer Gerechtigkeit. Diakonie Texte 3.2010. Stuttgart 2010.